

Christa Müller

Urban Gardening. Grüne Signaturen neuer urbaner Zivilisation

Seit 2007 leben weltweit erstmals mehr Menschen in Städten als auf dem Land. Vom Land leben sie trotzdem noch. Erscheint es da nicht folgerichtig, dass die Landwirtschaft nun auch in die Städte zurückkehrt? Was in den Metropolen des globalen Südens (und auch Nordamerikas) eine auf der Hand liegende Strategie gegen Armut und soziale Verwahrlosung ist (Bakker et al. 2000) – das Gärtnern in der Stadt – boomt seit Beginn des 21. Jahrhunderts auch in den europäischen Städten, wenn auch aus anderen Gründen. Eine wachsende Vielfalt von neuen urbanen Gartenaktivitäten – ebenso wie ihre emphatische mediale Rezeption – verweisen darauf, dass das Gärtnern ungeahnte Perspektiven auf den Lebensraum Stadt eröffnet.

Bis vor kurzem noch galt der Gemüsegarten – zumal in den Großstädten – lediglich als anachronistisches Relikt längst vergangener Zeiten. Und plötzlich verkaufen sich Nutzpflanzen besser als Ziersträucher, entdecken immer mehr Städterinnen und Städter »die neue Lust am Gärtnern«, wie der Titel eines Beitrags im ZDF-Magazin *aspekte* lautete. Was genau geschieht da? Zu beobachten sind derzeit mehrere Entwicklungen, die sich immer stärker verdichten und mit der Hinwendung zum Gärtnern verbinden.

Stadt neu denken

Da ist zum einen die Entstehung eines neuen Selbstverständnisses von Stadt und Urbanität (vgl. Wolfrum/Nerdinger 2008). In diesem Zusammenhang wird das Verhältnis von Kultur und Natur in vielversprechender Weise neu verhandelt und vergesellschaftet. Genau an diesem Punkt beginnen sich für den Garten auch soziale Milieus zu interessieren, für die Pflanzen bislang eher »Aliens« waren, wie Karin Werner in diesem Buch schreibt; nämlich die Urban Hipster, für die die neue Mischform von Stadt und Natur Quelle und

Inspiration neuer Ausdrucksformen von Urbanität ist. Auch die künstlerischen Milieus haben den Garten entdeckt, geht es ihnen doch darum, Grenzen beständig zu verschieben und Räume zu erweitern. Der Garten bietet da einige Möglichkeiten, verwiesen sei nur auf die Aktion der Berliner Künstlergruppe »Pony Pedro«, die 2007 auf einem Parkhausdach am Berliner U-Bahnhof Kottbusser Tor das Kunstwerk »Nutzgärten vor urbaner Betonkulisse – Selbstversorger aus der Nachbarschaft bepflanzen zwölf Parkplätze« realisierte: Kaum war die Muttererde mit Kränen angeliefert, griff die deutsch-türkische Bevölkerung gemeinsam mit Künstlern und weiteren Kiezbewohnern zu Hacke, Spaten und Teegläsern und verbrachte einen produktiven Sommer auf dem Dach.

Auch diese Akteure tragen dazu bei, dass derzeit zentrale Dichotomien der europäischen Moderne, nämlich die zwischen Stadt und Land, zwischen Gesellschaft und Natur, ins Wanken geraten und erodieren. Die Kultivierung der städtischen Natur – das ist etwas, was ebenfalls ins Auge springt – ist mit neuen Formen von Sozialität und Kollektivität verbunden: Urbanes Gärtnern ist in aller Regel soziales Gärtnern, es ist partizipativ und gemeinschaftsorientiert; der Garten wird als Lern- und Begegnungsort inszeniert und die Nachbarschaft in die Gestaltung des Outdoor-Sozialraums einbezogen.¹ Häufig werden so aus vernachlässigten »Nicht-Orten« wieder Gegenden, in denen die Menschen sich begegnen und von der gemeinsam bewirtschafteten Plattform des Gartens aus weitere Berührungspunkte entdecken. Robert Harrison schreibt über die amerikanischen Community Gardens: »Ganze Viertel sind durch das Vorhandensein dieser florierenden Gärten verwandelt worden, von denen viele, gleichsam durch die Kraft ihrer Verzauberung, Gemeinschaften dort geschaffen haben, wo es zuvor keine gab.« (Harrison 2010, S. 70)

Der größte Unterschied zwischen der traditionsreichen Institution der Kleingärten und den neuen urbanen Gärten ist nicht das spärliche Regelwerk oder der stärkere Fokus auf die lokale Nahrungsmittelproduktion der »Youngster«, noch sind es die fehlenden Zäune. Vielmehr setzt sich der neue Garten bewusst ins Verhältnis zur Stadt, tritt in einen Dialog mit ihr und will wahrgenommen werden als ein genuiner Bestandteil von Urbanität, nicht als Alternative zu ihr – und erst zuletzt als Ort, an dem man sich von der Stadt erholen will. Zuweilen scheint es sogar um die Herausforderung zu gehen, dass die Stadt selbst sich der grünen, geerdeten Lebensweise im Garten anver-

¹ vgl. Gstach et al. 2009, Jahnke 2010, Madlener 2009, Meyer-Renschhausen 2004, Müller 2002, Rosol 2006, Taborsky 2008.

wandeln und sich in Entschleunigung, Kontemplation und dem Genuss der lokalen Vielfalt üben möge.

Repräsentiert der Garten womöglich das Modell einer besseren Gesellschaft? Werden die in ihm gelebten bzw. von ihm favorisierten Tugenden wie Kooperation, Gelassenheit, handwerkliches Können, Lebendigkeit, Empathie und Großzügigkeit, aber auch die Kunst des »einfachen Lebens«, das Arrangement mit dem, was vorhanden ist, richtungweisend für die vor uns stehenden Transformationsprozesse?

Ressourcenkrise und postfossile Wohlstandsmodelle

Es könnte einiges darauf hindeuten, denn das wachsende Interesse am urbanen Gärtnern und damit an der innerstädtischen Produktion lokaler, biologischer Lebensmittel rückt heute im Fahrwasser eines weiteren Megathemas ins Blickfeld: der globalen Nahrungsmittel- und Ressourcenkrise. Es ist davon auszugehen, dass die Epoche der billigen Nahrungsmittel in absehbarer Zeit für immer beendet sein wird. Die veränderten Konsummuster in bevölkerungsreichen Ländern wie China und Indien, in denen immer mehr Getreide und Fleisch verzehrt werden, beschleunigen die Knappheit. Die radikale Verstädterung in China führt zudem dazu, dass bis zu 20 Prozent des besten Agrarlandes dem Bau von Hunderten neuer Städte geopfert werden (vgl. Hirn 2009, S. 112ff).

Hinzu kommen die klimabedingte Desertifizierung von immer mehr Agrarflächen sowie die ölpreisbedingte Steigerung der Transportkosten. Man muss sich vor Augen führen, dass die industrialisierte Intensivlandwirtschaft ohne die Erdölprodukte Kunstdünger und Pestizide völlig undenkbar wäre. Die Rückbesinnung auf lokale und regionale Potenziale scheint angezeigt; auch die Publikationen zum Thema Peak Oil empfehlen neuerdings saisonale Produkte, den Urlaub zu Hause und den Eigenanbau (vgl. z. B. Rubin 2010, Hirn 2009). Auf der Hinterbühne, jedenfalls aus der Perspektive unseres saturierten westlichen Blicks, verschieben sich derweil schon seit langem die globalen Marker und Konstellationen. Man könnte mit Leggewie und Welzer sagen, dass Selbstbild und Habitus der westlichen Gesellschaften nach Jahrhunderten der hegemonialen Macht »... noch an Verhältnisse gebunden [sind], die es so gar nicht mehr gibt« (Leggewie/Welzer 2009, S. 11, vgl. auch Werlhof/Mies/Bennholdt-Thomsen 1983).

Die urbanen Garteninitiativen greifen die Illusion der westlichen Gesellschaften – das Wachstumsparadigma, der Glaube daran, durch immerwährenden technischen Fortschritt und ökonomisches Wachstum den Wohlstand mehren zu können – an verschiedensten Punkten auf und kontrastieren diese

Mythen der Moderne mit eigenwilligen sozialen Praxen und postmateriellen Wohlstandsmodellen.²

Der Garten ist nämlich weit mehr als ein Ort des Säens und Erntens. Gemüseanbau ist auch Ausgangspunkt politischen Handelns für die, die den ungehinderten und ungenierten Zugriff auf die Ressourcen der Welt in Frage stellen. Sie gärtner, um praktisch zu zeigen, wie es besser laufen könnte mit der Lebensmittelproduktion. Ihr Motto: Sie fangen schon mal an. Sie reproduzieren Saatgut selbst, tauschen es untereinander, statt Hybridsorten im Baumarkt zu kaufen, sie kultivieren alte Sorten, ziehen lokales Gemüse, bereiten es im Idealfall gleich vor Ort zu und verspeisen es – klimaneutral und in bester Qualität – gemeinsam mit anderen Gartennutzern.

Als »Locavores« werden die »Nahesser« bezeichnet, die die ökologische Maxime »saisonal und regional« ernst nehmen und die Herkunft ihres Essens auf einen Radius von hundert Meilen beschränken (vgl. Elton 2010). Auch für diese Subkultur liegt der städtische Gemüsegarten auf der Hand, denn er bietet eine Nahrungsmittelqualität, die in Sachen Frische, Geschmack und Sortenvielfalt nicht zu überbieten ist. Auch deshalb sind Slow Food-Gruppen, aber auch Transition Town-Initiativen »natürliche Kooperationspartner« der Initiativen, die städtisches Brachland in »produktive Stadtlandschaften« verwandeln wollen (siehe den Beitrag von Bohn/Viljoen in diesem Band).

Zum Gusto und zur positiven Klimabilanz werden sich womöglich schon bald auch monetäre Aspekte hinzugesellen – diverse Zukunftsszenarien lassen Local Food-Strategien mehr als einleuchtend erscheinen. So gab Gene Giacomelli, Direktor des Controlled Environment Agriculture Center an der University of Arizona, schon vor Jahren zu Protokoll: »Unser ganzes billiges Essen basiert zurzeit auf niedrigen Transportkosten, billigem Wasser und billiger Energie für die Erzeugung von Düngern.« (Spiegel online, 5.5.2008).

Postmoderne Ethiken

Billiges Essen beruht auf der Externalisierung von Kosten der Produktion, also auf Kostenauslagerung auf niedrigst bezahlte Rohstoffproduzenten in der sogenannten Dritten Welt, auf dauerhaft verseuchte Böden und auf die Tiere, die erbarmungslosen Haltungsformen ausgesetzt sind. Kurz: Externalisierung geht einher mit Leid. Dieses zu dulden sind zunehmend weniger Kon-

² Schon der amerikanische Anthropologe Marshall Sahlins kam in seinen Studien zur »Ökonomie der Fülle« der Jäger und Sammler zu dem Ergebnis, dass ein niedriger Lebensstandard materiellen Wohlstand keineswegs ausschließt. Seiner Meinung nach hat erst der industrielle Kapitalismus die Knappheit institutionalisiert (Sahlins 1974).

sumenten bereit. Zu beobachten ist, gerade bei den jüngeren Generationen, eine verstärkte Hinwendung zu ethischen Diskursen, die genau hier ansetzen. Vermutlich gerade weil sie viel in virtuell vernetzten Welten unterwegs sind, erfahren die Digital Natives im Gegensatz zu ihren Vorgängergenerationen die Welt anders. Netzwerke, die »prägende Charakteristik räumlicher Organisation im 21. Jahrhundert«, haben die Art verändert, in der Räume produziert und erfahren werden (Mörtenböck/Mooshammer 2010, S. 18, vgl. auch Palfrey/Gasser 2008). Netzwerke stellen Beziehungen in den Vordergrund und »verflüssigen« vormals feststehende Grenzen; insofern sind die Menschen in den Ländern des Südens für die »Generation Internet« nicht länger »die Anderen«, sondern Netzbewohner wie sie, die man nicht einfach ihrer Nahrungsmittelgrundlagen berauben kann. Auf eine politische Ebene gebracht bedeutet dies: »Es gibt kein Außen mehr« (Hardt/Negri 2002, S. 198ff).

Die (sicherlich nicht immer konsequente und bisweilen widersprüchliche) Sensibilität für den fairen Umgang mit Menschen anderer Länder und mit den Gemeingütern, zeigt sich unter anderem im Bioboom, in der Selbstverständlichkeit, mit der hippe T-Shirts in fair gehandelter Bioqualität (oder gleich in »Zero Waste-Qualität« recycelt) angeboten werden, in den vielen Cafés, retrogestylten Chocolateries und Feinkostgeschäften mit Heile-Welt-Ambiente in angesagten Vierteln wie im Münchener Glockenbach oder im Berliner Prenzlauer Berg. Hier kommen Waren ohne ethische Labels oft gar nicht mehr in die Regale. Unübersehbar ist, dass zumindest die mittelschichtgeprägten jüngeren Generationen nicht von neokolonialen Verhältnissen profitieren wollen.³ Dieses Statement ist Teil ihres Lifestyles. Die postmodernen Ethiken sind dabei gekoppelt an Hedonismus und Selbstverortung in der komplexen Welt – somit sind sie individualistisch und performativ. Man bringt die übernommene Verantwortung für Produktions- und Konsumtionsprozesse in einer verspielten Ästhetik zum Ausdruck – und setzt sich damit von anderen ab. Die Kultursoziologin Eva Illouz zeigt in »Gefühle in Zeiten des Kapitalismus« auf, wie passgenau die öffentlichen Selbstinszenierungen des privaten Selbst heute auf die ökonomische Sphäre zugeschnitten sind. Sie spricht vom »emotionalen Kapitalismus« als einer Kultur, in der sich emotionale und ökonomische Diskurse und Praktiken gegenseitig formen (Illouz 2006, S. 13). Auch das Gärtnern in der Stadt findet nicht in jedem Fall »außer-

³ Dass und warum dies schwerlich über strategischen Konsum gelingt, analysiert Hartmann 2009 in »Ende der Märchenstunde«.

halb« der wirkmächtigen Realität des Marktes statt, sondern kann eine Distinktionspraktik sein, und die erste eigene Gemüseernte samt der damit verbundenen Coolness der Autonomieerfahrung zur markanten Hinzufügung relevanter Codes im eigenen Zeichenkosmos werden.

Im derzeit jüngsten Trend der »Foodies« wird Genießer-Esskultur öffentlich zelebriert. Ökokisten mit landwirtschaftlichen Produkten aus der Stadt gelten in New York gerade als die »neuen iPods« und hausgemachte Marmelade als unverzichtbares »must have«. Die Süddeutsche Zeitung zitiert eine bekannte Bloggerin aus der Bewegung der Foodies, die über Twitter und Facebook Supper Clubs organisiert, bei denen mehrtägige Menüs in Privathäusern zubereitet werden: »Supper Clubs geben uns die Kontrolle zurück – wir holen uns den Spaß an hervorragendem Essen in gutem Ambiente von profitorientierten Restaurants zurück.« (SZ, 28./29.8.2010).

Identitätspolitik und Nachhaltigkeitsstrategien liegen hier nah beieinander und prägen auch einige der urbanen Gärten, die in Arrangements wie Local Food-Dinner auf sich aufmerksam machen. Gerade unspektakuläre Mikro-Erlebnisse wie die Bekanntschaft mit lokal gepressten Apfelsäften oder dem gemeinsamen Anbau von bunten, alten Kartoffelsorten machen die Gärten zugleich zu eminent politischen Orten. Nicht zuletzt stößt man beim Säen, Ernten und Tafeln unweigerlich auf Fragen wie: Woher kommt das Essen, und wie wird es produziert? Wem gehört das Land, und wer erntet seine Früchte? Und kann ich womöglich mit meiner eigenen Hände Arbeit dazu beitragen, un(ge)rechte Strukturen aufzubrechen?

Ernährungssouveränität und Neokolonialismus

Neben postmodernen Ethiken treten einige der urbanen Gärten auch mit handfesten politischen Botschaften auf. So vermerkt der Berliner Gartenaktivist Hanns Heim vom Kreuzberger Nachbarschaftsgarten »Ton Steine Gärten« im Blog des Gemeinschaftsgartens Rosa Rose, dass er sich die Hälfte des Jahres vom eigenen Gemüse ernährt (www.rosarose-garten.net/de/gaertnern). Für ihn ist diese Form der lokalen und klimaneutralen Lebensmittelproduktion ein politisches Statement, mit dem er sich der Forderung von La Via Campesina nach Ernährungssouveränität anschließt. La Via Campesina ist eine internationale Vereinigung von Kleinbauern- und Landlosenorganisationen und fordert weitreichende Landreformen an Stelle der kapital- und flächenintensiven industriellen Landwirtschaft. Die Protagonisten setzen auf Nahrungsmittelanbau für die lokale Bevölkerung und regionale Handelsstrukturen, um die Ernährungssouveränität der Menschen zu gewährleisten.

Tatsächlich gibt der Weltagrarbericht 2010 ihren Forderungen Recht. Der von 500 WissenschaftlerInnen im Auftrag der Vereinten Nationen und der Weltbank angefertigte Rapport kommt zu dem Ergebnis, dass die industrielle Landwirtschaft, unter anderem wegen ihres immensen Ressourcenverbrauchs und ihrer Abhängigkeit vom Öl nicht in der Lage ist, die Menschheit zu ernähren. Der Weltagrarbericht empfiehlt die Wiederherstellung von kleinbäuerlichen Strukturen, vor allem in Asien, Afrika und Lateinamerika, als die wichtigsten Garanten einer nachhaltigen Lebensmittelversorgung.⁴

Auch das Land Grabbing in Afrika und Asien, also der im großen Stil stattfindende Kauf des weltweit knapper werdenden Agrarlands durch ausländische Investoren in Ländern, die selbst Nahrungsmittelimporteure sind, gehört zu den Verwerfungen der neoliberalen Weltagrarpolitik, die von La Via Campesina angeprangert werden, denn die Käufe für das Off-Shore-Farming führen gerade nicht dazu, die Ernährung vor Ort zu sichern, sondern Cash Crops wie Getreide und Mais für den Fleisch- und Treibstoffweltmarkt anzubauen. Wolfgang Bommert nennt dies in der ZEIT vom 19.8.2010 eine »skrupellose Strategie« multinationaler Konzerne und einiger Staaten (allen voran China) und zitiert Klaus Deininger, Ökonom für Bodenpolitik bei der Weltbank, der schätzt, dass bereits ein Drittel des verfügbaren Ackerlandes auf der Liste der Einkäufer steht. Bommert: »Der Weltöffentlichkeit wird dies als eine neue Strategie ländlicher Entwicklung verkauft, als Investition in die marode Landwirtschaft von maroden Staaten. Tatsächlich handelt es sich um eine Enteignung ganzer Landstriche und die Besetzung von nationalen Kornkammern.« (Bommert 2010, S. 21).

Politik für Subsistenz

Einige der urbanen Gartenaktivisten verstehen sich explizit als Teil der globalen Kleinbauernopposition gegen diese Verwerfungen.⁵ Innerhalb der neuen urbanen Gartenbewegung ist dies allerdings nur eine Position unter mehreren. Zwar wird die Kritik an der konzerngesteuerten Globalisierung durchweg geteilt, aber die Art und Weise, wie politische Themen behandelt werden, hat sich ausdifferenziert. Kritische Positionen sind nicht mehr automatisch »systemkritisch« oder »fundamentaloppositionell«. Vielmehr ist der Glaube an das »Drehen großer Räder« längst verabschiedet. Merkmal der

⁴ www.weltagrarbericht.de/themen-des-weltagrarberichtes/baeuerliche-und-industrielle-landwirtschaft/baeuerliche-und-industrielle-landwirtschaft-volltext.html

⁵ Siehe auch einige der Beiträge im dritten Teil dieses Buches.

»Generation Garten« ist eher ein breit gefächerter Pragmatismus. Häufig wird versucht, durch kleinteiliges Handeln Missstände zu beseitigen, bei sich selbst anzufangen und vor Ort überschaubare Alternativstrukturen aufzubauen. Die politischen Diskurse in der urbanen Gartenbewegung zeigen sich nur noch sporadisch als Diskurse der »Gegenkultur«, wie sie für die 1980er-Jahre kennzeichnend waren (Heath/Potter 2005), dafür aber vielfach verknüpft mit Themen wie urbaner Lebensqualität und postmateriellen Lebensstilen. Marco Clausen, Mitgründer des Berliner Prinzessinnengartens, sagt im Interview mit der Autorin: »Wenn wir hier verschiedene Sorten anbauen, dann sind da auch politische Fragen mit involviert, agrarpolitische Fragen. Aber es geht natürlich auch um Genuss, es geht uns auch um eine Neugierde und auch um diesen Aha-Effekt: Aha, das gibt es alles! Und warum krieg ich das hier nicht? Das bringt einfach einen neuen Bezug zu unserem täglichen Konsum. Und das ist unser Ziel, auch für uns selber, dass man auf eine genussvolle Weise Unterscheidungen treffen kann, zwischen dem, was gut ist, nicht nur für mich, sondern auch was ökologisch gut ist, wirtschaftlich sinnvoll ist und auch für nachhaltiges Wirtschaften sinnvoll ist. Aber über einen Genussbezug!«⁶

Der vermeintlich hedonistische Zugang zu den Grundlagen des Lebens ist hochgradig subtil; politisch ist er im genuinen Sinne der Wortbedeutung, weil er punktgenau auf die Tätigkeiten und Fragestellungen zielt, die die Polis betreffen. Die Politik für das Kleinteilige im Kontext der Wiederentdeckung des Nahraums macht die Gärten zu Orten einer neuen Politik, in denen auf unterschiedlichsten Ebenen ein Unbehagen an der Ökonomisierung der Gesellschaft zum Ausdruck kommt. Sie sind, wie Karin Werner in diesem Band ausführt, Räume des Widerstands gegen die neoliberale Doktrin. So kommen zum Beispiel eigene, dem ökonomistischen Regime gegenläufige Zeitvorstellungen in den Blick, und dazu eignet sich der Garten auf eine besondere Weise. Er bietet im Verein mit Entschleunigung und Verlangsamung Zeitwohlstand und richtet sich, ebenso wie die derzeit hoch im Kurs stehenden Proteste gegen Großprojekte, wie Thomas Asseuer expliziert, »gegen eine Kernpassion der Moderne, gegen das Prinzip der Geschwindigkeit und die Verkürzung von Zeit« (Die ZEIT 42/2010, S. 50f.).

⁶ Dieses und alle noch folgenden Zitate aus Projekten sind den Interviews entnommen, die die Autorin im Sommer 2010 im Prinzessinnengarten, im Bürgergarten Laskerwiese, im Interkulturellen Garten Rosenduft, mit der Internetplattform mundraub.org und mit der Planungsinitiative Agropolis geführt hat.

Byung-Chul Han spricht in seinem Essay »Duft der Zeit« davon, dass das Zeitalter der Beschleunigung schon vorbei ist. Die Zeitkrise von heute sei vielmehr dadurch gekennzeichnet, dass der Zeit ein ordnender Rhythmus fehle. Han spricht von einer »Gegenwartsschrumpfung« und beschreibt das komplexe Verhältnis zwischen Beschleunigung und dem Verlust der Dauer (Han 2009, S.12): »Aufgrund der temporalen Zerstreung ist keine Erfahrung der Dauer möglich. Nichts verhält die Zeit. ... So wird man selbst radikal vergänglich. Die Atomisierung der Zeit geht mit einer atomistischen Identität einher« (ebd., S. 7).

Hans Gesellschaftsdiagnose schließt Möglichkeiten der Genesung nicht aus. Ein Antidot könnte in der Erfahrung von Zyklen des Werdens und Vergehens und zugleich des Versorgungskontextes liegen, die ein Garten in die eine wie andere Richtung bietet (und verlangt). Es ist nicht ausgeschlossen, dass auch hier ein Teil seiner Anziehungskraft liegt. Marco Clausen beobachtet bei den BesucherInnen seines Prinzessinnengartens: »Das Reinkommen in einen Ort, wo diese Art von kümmernder Tätigkeit passiert, auch die Langsamkeit, das Ausgesetztsein gegenüber dem Klima, den Bodenverhältnissen, den Wasserverhältnissen, all das sorgt für eine ganz spezielle Atmosphäre der Ruhe. Selbst wenn es hier drum herum hektisch, geschäftig und laut ist, bedeutet, durch unsere rosa Gartenpforte zu gehen, in ein anderes Reich einzutreten, wo auch eine andere Zeit gilt. Und ich glaube, das spürt jeder, egal, woher er kommt. Und ich glaube, das ist auch Gartenspezifisch.«

Gartenspezifisch ist es insofern, als der Garten die grundlegenden Zusammenhänge des Lebens erfahrbar macht. Das Säen, Ernten, Kochen und Weiterverarbeiten für den Winter sensibilisiert nicht nur für die Natur, sondern auch für einen Reality Check der vorhandenen Bedingungen. Wer Wert auf lokale und saisonale Qualitäten legt, muss auch mal passen, denn die Gemüse werden nicht »just in time«, sondern zu unterschiedlichen Zeiten reif und lassen bisweilen auf sich warten. Jungbauer Robert Shaw vom Prinzessinnengarten sagt: »Dass was wirklich saisonal reif ist zur gleichen Zeit, ist minimal. Das schafft auch jetzt für mich, wenn ich im Bioladen stehe, noch mal ein ganz anderes Bewusstsein für das, was da rumliegt, an Sellerie in der Größe, an Auberginen in der Größe. Allein, wie viel Mühe das kostet, nur eine Pflanze da durchzubringen, das verändert das Konsumbewusstsein. Und das funktioniert hier über das Mitarbeiten.«

Viele StadtbewohnerInnen wollen sich nicht einfach nur treffen und etwas zusammen trinken; sie wollen auch gemeinsam etwas tun, zusammen einen Ort verändern, Spuren hinterlassen und vor allem: etwas Sinnvolles anfangen mit der Zeit, und dies unter geistigem und körperlichem Einsatz. Nicht

ohne Grund verweist Harrison darauf, dass die Kultivierung des Bodens und die Kultivierung des Geistes wesensgleiche und nicht nur ähnliche Tätigkeiten sind (Harrison 2010, S. 56). Die Suche nach ganzheitlicher Erfahrung, nach Sinn und nach Vergemeinschaftungsformen, die kompatibel sind mit dem in westlichen Gesellschaften erreichten Individualisierungsgrad, lassen in der tendenziell destabilen und fragmentierten Moderne und mitten in unseren durch globale Produktions- und Konsumstrukturen geprägten Städten Parallelstrukturen der Subsistenz entstehen, und zwar neuerdings wieder sichtbar im öffentlichen Raum, aus dem sie seit den fünfziger Jahren des letzten Jahrhunderts verbannt waren und ein verschämtes Dasein in den Hoheitsgebieten der Hausfrauen fristeten (vgl. Werlhof/Mies/Bennholdt-Thomsen 1983, Müller 1998).

Des Romantisierens unverdächtige Trendforscher wie Matthias Horx gehen davon aus, dass Menschen sich in Zukunft mehr mit den Grundlagen ihres Daseins beschäftigen werden und nennen diesen Trend »Back to the basics«. Horx spricht in seinem »Buch des Wandels« explizit von Ernährung, Natur und Handwerk als den »stofflichen Dingen«, den »Traditionen unserer Existenz« (Horx 2009, S. 342, siehe auch den Beitrag von Silke Borgstedt in diesem Band). In vielen urbanen Gärten hat diese Zukunft schon begonnen, wie der folgende Blick auf die erstaunliche Fülle an Garteninitiativen zeigt. Jedes Projekt für sich wirkt vielleicht unspektakulär. Kleine autarke Gruppen realisieren alltagspolitische Visionen und Lebensqualitäten, die auf einer globalen Folie entstehen, aber gleichwohl der Einsicht in die begrenzte Handlungsfähigkeit Rechnung tragen. Kurzum, die Urban Gardening-Projekte sind Teil einer ungewohnten und amorphen politischen Bewegung, die noch der Entzifferung bedarf. Im Folgenden werden einige Merkmale anhand unterschiedlicher Beispiele beschrieben.

Partizipativ und gemeinschaftsorientiert: Der Facettenreichtum urbaner Gärten

Urbanes Gärtnern ist bemerkenswert facettenreich. Zentrale Charakteristika sind Partizipation und Gemeinschaftsorientierung. Seien es die von AnwohnerInnen betriebenen kleinen **Kiezzgärten** in hochverdichteten Stadtvierteln, sei es das punktuell und gezielt einsetzende, aber spektakuläre **Guerilla Gardening**, das primär für die Bedeutung von innerstädtischem Grün sensibilisieren will, zuweilen aber auch in die Gründung eines Nachbarschaftsgartens münden kann (wie im Fall von Rosa Rose www.rosarose-garten.net), seien es **Frauengärten**, **Stadtteilgärten**, **Kinderbauernhöfe**, **Grabeland** oder **Mieter- und Gemeinschaftsgärten** im genossenschaftlichen Wohn-

bau oder einfach nur vernetzte Mikrostrategien auf dem Balkon (**Window Gardens** oder **Vertical Gardens**) und gemeinschaftliche **Baumscheibenbe- grünung**, sei es das Görlitzer **Urban Farming-Projekt »Roter Weg«**, das in der Neißestadt einen Community Garden nach US-amerikanischem Vorbild aufbaut (<http://garten.in-goerlitz.com>), sei es der Selbsthilfeverein der Geringverdienenden und Erwerbslosen in Berlin-Pankow mit seiner »Neigungsguppe **Selbstversorgung und Gartenbau**«, der über das gemeinsame Gärtnern den in prekären Verhältnissen lebenden Vereinsmitgliedern persönlichen Halt vermittelt, seien es Initiativen für produktive Stadtlandschaften wie die »**Essbare Stadt Kassel e.V.**«, die lokale Nahrungsmittelproduktion, insbesondere durch die Anreicherung der Stadt mit Fruchtgehölzen (z. B. Walnuss, Esskastanie und Obst) fördern will, seien es die **Generationengärten**, die darauf abzielen, dass sich voneinander separierte Gruppen wie alte und junge Menschen im öffentlichen Raum und gemeinschaftlich tätig begegnen (www.generationengaerten.de), sei es das **Permakulturprojekt** im Hamburger Volkspark oder seien es die **Studierendengärten** an der Wiener Universität für Bodenkultur, die die selbstverwaltete »**StudentenBIOMensa**« mit Obst und Gemüse aus Eigenanbau beliefern und dabei die Themenfelder Selbstversorgung, Lebensmittelunabhängigkeit, Nachbarschaftsbelebung und Lokalökonomie ins öffentliche Bewusstsein bringen (www.grossstadtgemuese.at): Alle haben gemeinsam, dass der städtische Gemüsegarten als Transmitter, Medium und Plattform für so unterschiedliche Themen wie Stadtökologie, Nachbarschaftsgestaltung, lokaler Wissenstransfer oder interkulturelle Verständigung fungiert.

Am bekanntesten sind die in den 1990er-Jahren entstandenen **Interkulturellen Gärten**, von denen es derzeit 110 in 14 Bundesländern gibt; weitere 64 Initiativen befinden sich im Aufbau (Stand: Herbst 2010, aktueller Stand auf www.stiftung-interkultur.de).

In Interkulturellen Gärten bauen Menschen mit und ohne Zuwanderungsgeschichte auf eigenen Parzellen Obst und Gemüse an, tauschen Saatgut und Zubereitungsformen aus und kochen im selbstgebauten Lehmofen. Über dieses gemeinschaftliche Tätigsein gilt es Differenzen und Gemeinsamkeiten auszudrücken, zu deuten und wertzuschätzen. Die GärtnerInnen aus bis zu 20 Herkunftsländern bringen ihre Kenntnisse ins Spiel, sie erwirtschaften Überschüsse, die sie verschenken oder tauschen können. Weil über dem Garten ein großer Sinnkontext der Produktivität, der Versorgung, der Zuwendung und des Lernens liegt, ist Gärtnern eng verknüpft mit Umweltbildung und mit der Sensibilisierung für die Belange der Natur (vgl. Müller 2002). Hier stößt das Wissen der GärtnerInnen über Heilkräuter, über Saat-

gutvermehrung, über die Zubereitung von Wildgemüse, die Herstellung von Naturkosmetik oder über biologische Bodenbearbeitung plötzlich auf neue Resonanz. Über das ressourcenorientierte Geschehen generieren sich ständig Projekte, in denen das Gärtnern zum Ausgangspunkt für Identitätsfindungsprozesse, für die Fruchtbarmachung von lokalem ökologischem Wissen, für die Aneignung des öffentlichen Raumes durch MigrantInnen und für eine urbane Kultur der Begegnung und der Gastfreundschaft wird.

Immer mehr Interkulturelle Gärten werden zu »produktiven Räumen« im Stadtteil. In manchen Gärten feiern Nachbarn ihre Hochzeiten oder Geburtstage, Kiezmütter treffen sich; im Rosenduftgarten auf dem Berliner Gleisdreieckgelände veranstalten bosnische Flüchtlingsfrauen offene Workshops zu Heilkräuterkunde und produzieren Ringelblumenseife und Tee für den Eigenbedarf. Hier bewirtschaftet auch eine Schwulen-WG aus der Nachbarschaft eine Parzelle; Gartenkoordinatorin Begzada Alatovic nennt sie liebevoll »meine WG-Männer«. Im niedersächsischen Ihlow ist der Interkulturelle Mehrgenerationengarten Teil der Umnutzung eines ehemaligen Freibads, in dem naturpädagogische Angebote für Kinder stattfinden. In Kaufbeuren legte eine russischstämmige Gärtnerin einen Sinnesgarten an, den sie regelmäßig mit den vorwiegend türkischstämmigen Kindern des Gartens erkundet. Gerade Großstadtkinder brauchen freien Zugang zur Natur; amerikanische Ärzte diagnostizieren bereits ein »Nature-Deficit-Disorder«, zu Deutsch eine »Naturmangelstörung« (ZEIT online, 1.11.2010, vgl. auch den Beitrag von Andreas Weber in diesem Band sowie Weber 2008), und es nimmt kaum Wunder, dass immer mehr Schulen, Kitas, Bildungs- und Gesundheitseinrichtungen, Mütterzentren, Hortgruppen, aber auch Jugendeinrichtungen, Beschäftigungsträger und BUND-Gruppen Parzellen in Interkulturellen Gärten betreiben. Manche Interkulturelle Gärten sind zugleich **Schulgärten**, oft werden auch angrenzende (Schul)grünflächen mitgepflegt. Vielerorts werden Bienen gehalten; der Honig animiert zu weiteren Aktivitäten wie Kerzendrehen, Bienenwachsherstellung für Cremes oder Honigfestfeiern. In Göttingen entsteht eine eigene Lehrimkerei im Garten. In vielen Gärten gibt es selbstgebaute Insektenhotels, Bienenwiesen und »wilde Ecken« für bedrohte Tiere und Pflanzen. Der Interkulturelle Garten Marburg betreibt eine Outdoor-Küche im benachbarten Abenteuergarten, dort entstand auch die Mobile Nachbarschaftswerkstatt, mit der Väter aus dem Garten mit den Kindern ein Klettergerüst und einen Nachbarschaftsgrill für die Gemeinschaftsfläche bauten. Und im Internationalen Mädchengarten Gelsenkirchen werden einige Mädchen als Pflanzenfarben-Expertinnen ausgebildet und gehen anschließend mit dem »Färbermobil« in ihrer Stadt auf

Tour. Sie zeigen, wie man aus Pflanzen Farbe gewinnen und dann für Textilien und Kosmetik weiterverarbeiten kann. In Rosenheim sind einige der GärtnerInnen auf einen Rollstuhl angewiesen und auch in Kaufbeuren und München gibt es Tischbeete und Hochbeete, man achtet darauf, dass die Grundstücke auch für Rolli-FahrerInnen und Menschen mit Gehbehinderungen zugänglich sind. In Nienburg, Göttingen und Oberhausen finden im Rahmen der Gartenprojekte Fahrradtrainings für Migrantinnen statt, ebenso Ernährungs- und Gesundheitsprojekte; woanders sind Kurse zu Weidenbau, Lehmbau, Baumschnitt, Rankhilfen, zu Malen und Yoga offen für die Nachbarschaft.

Mit jeder der Aktivitäten kristallisiert sich deutlicher heraus, dass das interkulturelle Gärtnern ein zukunftsweisender Ansatz ist, weil die Stadt in einer demokratischen Gesellschaft, in einer vernetzten Welt und auf einem bedrohten Planeten nur ein Ort sein kann, der im tiefen Sinne des Wortes inklusiv ist, der seine BewohnerInnen einschließt, beteiligt und auch sieht: Menschen aus allen Teilen der Welt, mit unterschiedlichen Bildungsgraden, unterschiedlichen Fähigkeiten, unterschiedlichen Sehnsüchten in einer lebendigen Interaktion mit anderen, und auch mit der belebten Natur.⁷

Der verbindende Charakter des Gärtnerns kommt selbstredend nicht nur in Interkulturellen Gärten zum Ausdruck; viele urbane Gartenprojekte sind interkulturell, ohne sich explizit so zu nennen. Und der **Kleingarten** erfindet sich ebenfalls derzeit neu (Leppert 2009, S. 134). Die Herausforderungen des veränderten urbanen Umfelds gehen auch an ihm nicht spurlos vorüber. So plant man um die Jahrtausendwende in Potsdam AussiedlerInnen zusammen mit Deutschen die Kleingartenanlage »Freundschaft 2001« mit 51 etwa 250–300 m² großen Parzellen. Hier gibt es keinen Platz für Gartenzwerge, sondern hier wird jeder Quadratmeter für den Gemüseanbau genutzt. Zwischen den Parzellen, die lediglich durch Hecken voneinander abgegrenzt sind, herrscht reger Austausch und die Gartenpforten stehen offen. In einigen Städten werden neuerdings Kleingartenparzellen für Langzeitarbeitslose zur Ver-

⁷ Die Stiftung Interkultur als bundesweite Koordinierungs- und Vernetzungsstelle für Interkulturelle Gärten will einen Beitrag zu einem neuen Verständnis von gesellschaftlicher Inklusion leisten. Sie berät Initiativen beim Aufbau von Gärten, stellt Erfahrungswissen zur Verfügung, organisiert den Wissenstransfer in Politik und Wissenschaft, koordiniert ein Forschungsnetzwerk, fördert die Projekte finanziell, veranstaltet Vernetzungstreffen und Tagungen und moderiert den Erfahrungs- und Wissensaustausch der Projekte mit einem ausdifferenzierten Seminarprogramm (von Saatgutvermehrung über interkulturelle Kommunikation bis zu Öffentlichkeitsarbeit).
www.stiftung-interkultur.de

fügung gestellt, die in diesen **Tafelgärten** frisches Obst und Gemüse für sich und andere städtische Arme anbauen. Während in den Großstädten die Nachfrage nach Ackerland steigt, haben viele Kleingartenvereine in Kleinstädten Nachwuchsprobleme. Eine Kooperation mit den Tafelgärten bietet sich an, und auch weitere Öffnungen sind gefragt. Das gelingt vielerorts bereits, beispielsweise befinden sich einige Interkulturelle Gärten längst auf Kleingartenanlagen. Und auch in den Schrebergärten selbst engagieren sich viele MigrantInnen. Insbesondere die Aneignungsstrategien von Parzellennachrückern wie jungen Familien, die das komplexe und oft einengende Regelwerk nicht mehr einhalten, sondern am liebsten ohne Zäune gärtnern und sogar mehr Gemüse anbauen wollen als vorgeschrieben, unterwerfen die Klein- oder Schrebergärten dem sozialen Wandel.

Die steigende Nachfrage nach **Selbsternteprojekten** wie den Münchener **Krautgärten** (www.muenchen.de/Rathaus/plan_/projekte/grueng/155578/krautgaerten.html) oder den Berliner Bauerngärten (www.bauerngarten.net) zeigt ebenfalls, dass die urbanen Landwirtschaftsaktivitäten den Individualisierungstendenzen Rechnung tragen. Die Krautgärten sind eine bodenständige Form des Gärtnerns auf städtischen Gütern oder auf Ackerland, das einige Bauern im Grüngürtel Münchens von der Bodenbearbeitung bis zur Aussaat für die Ernte vorbereiten. Hier stehen der ökologische Anbau, die kurzen Transportwege und die damit verbundene Wertschätzung lokaler Produkte aus dem Eigenanbau im Vordergrund. Gemeinschaftseinrichtungen oder Gartenlauben sind nicht vorgesehen, und trotzdem findet auch in den Selbsterntegärten Austausch statt. Ein paar Plastikstühle und ein Biertisch als Unterlage für den selbstgebackenen Kuchen und die Thermoskanne Tee reichen aus für ein ungezwungenes und wenig formalisiertes Miteinander.

Die weitreichenden Impulse der **Nachbarschaftsgärten**, einer weiteren neuen Form urbanen Gärtnerns, für eine nachhaltige Stadtentwicklung analysiert Andrea Baier am Beispiel von Leipzig in ihrem Beitrag für diesen Band, und auch die **Gemeinschaftsdachgärten** machen Furore: »Muss man sich demnächst mit der Machete den Weg durch Berlin-Mitte bahnen? Wir wollen es doch schwer hoffen! Wir wollen den grünen Großstadtdschungel!« reklamieren die Initiatoren auf ihrer Website www.gemeinschaftsdachgaerten.de/lecker. Der Dschungel soll sich bilden durch Gemeinschaftsdachgärten auf allen Wohnhäusern, vernetzte Balkonbiotope, Fassadenbegrünung, Obstbäume und Gemüse in Parks und Baumhäuser in der Innenstadt.

Was hier noch nach herausfordernder Zukunftsrhetorik klingt, hat an anderen Stellen schon begonnen, nämlich bei den **selbstverwalteten öffent-**

lichen Parks in der Stadt. Im Berliner Bezirk Friedrichshain-Kreuzberg entstand 2006 in Kooperation von Bezirksamt und zivilgesellschaftlichen Akteuren der »Bürgerpark in Bürgerhand«. In Eigenarbeit und nach eigenen Vorstellungen verwandelte eine Gruppe von inzwischen 35 AnwohnerInnen eine ehemals verwilderte und vermüllte Brachfläche in den Bürgergarten Laskerwiese (<http://laskerwiese.blogspot.com>). Sie schloss mit dem Bezirksamt einen Überlassungsvertrag, in dem sich der Verein dazu verpflichtet, Pflegeleistungen wie Baum- und Rasenschnitt für das gesamte Gelände zu erbringen. Im Gegenzug erhält er pachtfreie Parzellen und Beete für die Vereinsmitglieder. Solche neuen Modelle, die die klammen Kommunen finanziell entlasten und die Gestaltungsmöglichkeiten der BürgerInnen im öffentlichen Raum erweitern, erfordern allerdings viel »Übersetzungsarbeit«. Verwaltungsdenken prallt häufig auf Alltagsverständnisse von Prozessgestaltung, und es gibt bislang wenig Erfahrung im Umgang miteinander. Im Fall des Bürgerparks Laskerwiese ist es Frauke Hehl, Gründerin von urbanacker.net und [workstation](http://workstation.net), die ihre Deutungs- und Vermittlungskompetenzen für die Kommunikation mit den Ämtern einsetzt. Nicht zuletzt weil sie Verwaltungslogiken von Akteurslogiken zu unterscheiden weiß, ist sie eine der Schlüsselfiguren in den allorts entstehenden Beteiligungsprozessen, die sich auch in der Gründung des **Allmende-Kontors** niederschlagen, einer Initiative von Berliner GartenaktivistInnen, die sich als Ansprechpersonen auf Augenhöhe für die Berliner Senatsverwaltung verstehen. Das Kontor soll zugleich Anlauf- und Beratungsstelle für urbane Gemeinschaftsgartenprojekte werden und entsteht auf dem Tempelhofer Feld (www.allmende-kontor.de).

Angesichts der markanten Beiträge, die die StadtgärtnerInnen für zivilgesellschaftliche Prozesse und auch für eine Demokratisierung des Umgangs mit dem öffentlichen Raum leisten, liegt der Eindruck nahe, dass »eine andere Welt« womöglich wirklich »pflanzbar« ist. Unter diesem Aspekt möchte ich nun einige der neuen Formen urbanen Gärtnerns und Erntens anhand von drei Fallbeispielen näher beleuchten. Ich beschäftige mich dabei mit dem Prinzessinnengarten in Kreuzberg, der Planungsinitiative Agropolis in München und der Internetplattform mundraub.org.

Nomadisch grün: Die Jungbauern vom Prinzessinnengarten

»Ein Ort, an dem sich unwahrscheinliche Begegnungen herstellen lassen.« Mit diesem Statement zum Prinzessinnengarten zitiert das Magazin für Popkultur »Spex« (1/2010, S.57) Marco Clausen, der gemeinsam mit Robert Shaw innerhalb von nur einer Saison eine 6.000 Quadratmeter große Brachfläche in ein blühendes Paradies verwandelte. Die beiden Gründer von

»Nomadisch Grün gGmbH«, der eine Historiker, der andere Filmmacher, beide Anfang/Mitte 30, betreiben seit Sommer 2009 direkt an der Kreuzberger U-Bahn-Station Moritzplatz eine »soziale, ökologische und partizipative Landwirtschaft in der Stadt«.

Kooperation: Der Garten als urbane Plattform zum Mitmachen

Von Anfang an setzten Robert und Marco auf Kooperation. Gemeinsam mit mehr als 150 engagierten KiezbewohnerInnen machten sie die Fläche urbar. Dabei blieb es aber nicht: Der für alle zugängliche Prinzessinnengarten versteht sich als Plattform für Leute, die etwas tun wollen: Hier hält ein naturnah wirtschaftender Imker seine Bienen und führt Kinder in die Honigproduktion ein, eine schwedische Künstlerin baut 16 verschiedene alte Kartoffelsorten an und sensibilisiert den Blick für das monokulturelle Angebot in den Supermärkten. Trägervereine aus der Nachbarschaft nutzen den Garten für Integrations- oder Gesundheitsarbeit, ein arbeitsloser Ingenieur will die Dächer der Container für die Regenwassergewinnung umrüsten, das benachbarte »Heilehaus« bietet eine Kooperation in Sachen Heilkräutergewinnung an – die Möglichkeiten nehmen mit jedem Besucher, der durch das Gartentor tritt, zu.

Der Prinzessinnengarten, sagt Marco Clausen, wächst organisch in all diesen Austauschverhältnissen. Hier ist die Wiederentdeckung des Raums vor allem die Entdeckung eines undefinierten Terrains. An manchen Tagen sind die Betreiber überwiegend mit dem Beantworten von Fragen beschäftigt. Eine Landwirtschaft mitten in der Stadt gibt auch Rätsel auf – und vor allem: Sie ermöglicht neue Sichtweisen. Marco Clausen denkt, dass das an vordefinierten Orten wie Banken oder Geschäften nicht passiert, weil jeder weiß, wozu sie da sind. Der Prinzessinnengarten aber ermöglicht die Erkenntnis, dass Stadt ganz anders gestaltbar und erlebbar sein kann. Wenn die Annahme der avancierteren Raumtheorie zutrifft, dass Städte keine vorgefertigten und »füllbaren« Container sind, sondern netzwerkartige soziale Räume, die durch Handlungen (kognitiv) erzeugt werden⁸, dann sind Orte wie eine »soziale, urbane Landwirtschaft« von essenzieller Bedeutung, denn sie irritieren den Blick und fordern zu einer neuen Lesart von Stadt auf. Nicht zuletzt aus diesem Grund ist die Offenheit des Prinzessinnengartens

⁸ »Immer stärker setzt sich die Auffassung durch, dass... Raum nicht bloßer Behälter oder apriorische Naturgegebenheit ist, sondern als Bedingung und Resultat sozialer Prozesse gedacht und erforscht werden muss...« (Löw 2008, S. 37).

eine wesentliche Qualität, die Clausen und Shaw täglich zu bewahren versuchen: »Wir haben nicht den Masterplan. Wir sind keine Landschaftsarchitekten, die wissen, so und so soll der Garten aussehen, und die und die Funktion soll er haben. Wir wollen eine lebendige Interaktion zwischen dem Garten und der Nachbarschaft. Das ist ein offener Prozess. Wir kuratieren den Garten im Sinne von Pflegen und Sorgen. Wir wählen auch wie ein Gärtner aus, was wozu passen könnte, weil, nicht alles passt zueinander. Aber was so angefliegen kommt an sozialer Saat und sich niederlässt, das können wir nicht kontrollieren.«

»Recycling ist für urbane Landwirtschaft eine wesentliche Ressource.«

Im Garten wird das Gemüse, vorwiegend alte Sorten und seltene Kulturpflanzen, in lebensmittelechten Reissäcken, Bäckerkisten und aufgeschlitzten Tetrapacks angebaut. Zum einen wegen der fragwürdigen Qualität des Bodens, zum andern, um die Mobilität dieser urbanen Landwirtschaft zu betonen – und zugleich auch zu ästhetisieren. Im Garten ist alles mobil: Das Café und die Küche befinden sich in (geschenkten) Containern, die einmal im Hamburger Hafen standen. Container stammen, ebenso wie Bäckerkisten, als Standardtransportbehältnisse aus industriellen Strukturen, »die wir einfach mitnutzen«, so Robert Shaw: »Wir müssen in der Stadt mit dem arbeiten, was vorhanden ist, sowohl finanziell als auch ressourcenbasiert. Recycling, also Dinge umnutzen, ist für urbane Landwirtschaft eine wesentliche Ressource. Du hast keine ländlichen Ressourcen wie der Bauer. Der Boden ist auch nicht gut. Du musst andere Lösungen finden und dich umgucken: Welche Ressourcen habe ich in der Stadt?«

Die Knappheit der Ressourcen sensibilisiert zugleich für ihren Wert. »Wenn man nichts hat, dann muss man halt lernen, mit dem zu arbeiten, was da ist. Wir sagen jetzt nicht, oh Gott, Industrieprodukte! Sondern: Sie sind verfügbar in großen Mengen, es ist funktional, es erfüllt seinen Zweck, und man muss es einfach nur in einen anderen Kontext stellen, um eine andere Form von Produktivität zu erzeugen«, sagt Marco Clausen und betont, dass es gerade die Umnutzung ist, die die Leute dazu bringt, neu über die Dinge, ihre Materialität und ihren Wert nachzudenken.

Zugleich ermöglichen die stapelbaren Bäckerkisten, modular und flexibel Hochbeete zu bauen, die auch transportabel sind. Für Zwischennutzer auf einer Fläche, die das städtische Liegenschaftsamt nur so lange verpachtet, bis sie sie verkauft hat, bietet sich ein transportables System an, denn mit ihm kann man die unterschiedlichsten Orte in einen Garten verwandeln. Robert Shaw: »Wir können mit unseren Kisten durchaus eine Frucht-

folge einhalten, wie ein Landwirt, aber wir können mit den Kisten auch den Ort wechseln und uns auch ganz andere Orte erschließen, sei es ein Parkplatz, ein Hausdach, ein Parkdach. Verseuchte Orte, versiegelte Flächen, kleine Flächen.«

Das Areal pachteten die beiden im Juli 2009 vom Liegenschaftsfonds und zahlen dafür monatlich 2.300 Euro. Auch im Winter, wo der Garten, mobil wie er ist, in ein Theater umzieht. Die Pacht wird erwirtschaftet durch den Cafébetrieb, der täglich auch Mahlzeiten aus (möglichst vielen) lokalen Zutaten anbietet, sowie aus dem Verkauf von Pflanzen. Auch einige Berliner Spitzenrestaurants ordern alte Gemüsesorten und Wildkräuter im Prinzessinnengarten.

Am Kreuzberger Moritzplatz stößt Berliner Ausgehkultur auf Plattenbauten, Altbauwohngenden und ein Gewerbegebiet. Für Shaw und Clausen genau der richtige »Grenzort«, der eine bunte Mischung von GartenbesucherInnen erlaubt. Und tatsächlich: Wer einmal einen Sommertag am Moritzplatz verbringt, trifft auf Menschen, die sich über das Konzept »Nomadisch Grün« informieren, etwas über die urbanen Anbaumethoden erfahren wollen oder einen Platz zum Andocken für ihr eigenes Projekt suchen. Türkische Kiezbewohnerinnen ernten in der Regel schon in den Morgenstunden, eine sibirische Nachbarin führt täglich ihren Kater aus, gibt den »Greenhorns« wertvolle Pflanztipps und schaut nach den Bio-Chilis aus eigenem Anbau. Man trifft auf einen Stadtplaner aus New York, der ein ähnliches Projekt in Brooklyn plant, auf einen jungen Dachgartenaktivisten aus Mexico City, der im Internet aufmerksam wurde, auf eine Guerrilla Gärtnerin aus Barcelona oder auch auf des eigenen Kiezes überdrüssig gewordene junge Mütter aus der »Bionade-Bourgeoisie« vom Prenzlauer Berg. Gegen Mittag gesellen sich junge Kreative und »Apple Nerds« aus dem benachbarten betahaus zum Business Lunch aus lokaler Produktion hinzu und abends mischt sich die Szenerie erneut. Man kommt zum Musikmachen, zum Gärtnern nach Feierabend, zu einer Kulturveranstaltung, zum Ernten oder einfach zum »Chillen« unter Linden, Flüsterpappeln und Sommerlieder auf der verwunschenen Fläche, die nach Kriegsende mehr als 60 Jahre lang brachlag.

Ein Ort wie der Prinzessinnengarten offeriert flexible und punktuelle Teilhabe ohne längerfristige Verpflichtung, ernsthafte Orientierung an den Grundlagen des Seins und an kleinteiligen Strukturen, aber auch das Ausleben hedonistischer Leidenschaften. So in etwa wird auch das bürgerschaftliche Engagement der jüngeren Generationen charakterisiert: punktuell, aber intensiv. Es ist für hochgradig individualisierte Menschen auch einfacher,

nur sporadisch Zugehörigkeit zu erfahren. Manche überfordert ein zu intensives soziales Geschehen, weil es auch anstrengend und zeitraubend sein kann. Eine Community auf Zeit in einem Arbeitseinsatz bietet einen schnellen Einstieg und zugleich immer auch die Exit-Option. Der Magnetismus, den die urbanen Gärten gerade auf die jüngeren Generationen ausüben, erklärt sich auch durch die fehlende institutionelle Einbindung, gepaart mit dem Gefühl, trotzdem sozial angebunden und vernetzt zu sein.

Prinzip Dilettantismus

Marco und Robert beschreiben sich selbst als Dilettanten. Ihre Methode: Sie tun nur Dinge, von denen sie keine Ahnung haben. Dieses Prinzip funktioniert ähnlich wie die Wirtschaft der knappen Mittel: Man ist angewiesen – und damit offen – für das, was vorhanden ist. Die Knappheit der Mittel verwandelt sich auf diese Weise in eine Fülle an Erfindungsreichtum und Austausch. Nach und nach entsteht eine Community, die den Garten nutzt, als sei er eine Allmende (auch wenn er de facto kein Gemeineigentum ist). Der Prinzessinnengarten fordert auf zur Teilhabe: Man erkennt sofort, dass man mitarbeiten und etwas gestalten kann, von dem man selbst und andere profitieren. Marco Clausen nennt den Prinzessinnengarten »Bildungsgarten« und meint das in einem umfassenden Sinne: »Wir sind drauf angewiesen, dass man uns unterstützt. Wir können höchstens Verbindungen herstellen. Es ist ein offenes Geheimnis, dass diejenigen, die am meisten lernen, wir selbst sind.«

Die Bedürftigkeit, die hier von den Gründern regelrecht inszeniert wird, führt dazu, dass der Garten genau über die Netzwerke funktioniert, die aus ihm heraus entstehen, sich um ihn gruppieren oder ihn nutzen, um sich selbst weiter auszudifferenzieren. Unentwegt ergibt sich die Gelegenheit und Notwendigkeit zum Austausch, und das Zusammentreffen von vielen unterschiedlichen Talenten schafft eine »unaufgeräumte«, lebendige Atmosphäre. Egal ob in einem Workshop zu Window Farming, zum Begrünen von Hauswänden, Dächern und Balkonen oder bei der Nutzung von Plastikwasserflaschen als Permanentbefeuchter von Humusboden: Gefragt sind immer der Erfindergeist und der wechselseitige Austausch. Ressourcen setzen weitere Ressourcen frei, und so ist der Prozess der Produktivität in dem Garten nie abgeschlossen. Hier werden die Dinge kreativ umgedeutet und neu ins Verhältnis gesetzt. Eins ergibt sich aus dem anderen. Für Ideenreichtum sorgt nicht nur die anregende Gegenwart der unterschiedlichen Pflanzen, es ist auch die nie versiegende Möglichkeit, sich produktiv einzubringen und die Phantasie von den brachliegenden Dingen anregen zu lassen.

Im Prinzessinnengarten werden auch solche Menschen zu Experten, deren Wissen sonst eher wenig interessiert: Die, die wissen, wie man alte Gemüsesorten ertragreich anbaut, die sich über vielfältige Formen der Weiterverarbeitung und des Genusses austauschen können, die ein Diplom aus ihrer Heimat mitgebracht haben, das in Deutschland nicht anerkannt wird, die, die keine Erwerbsarbeit haben, aber eine Menge Zeit und Ideen. Insgesamt ein reicher Schatz, auf den man für den sozialen und ökologischen Umbau zurückgreifen könnte, ebenso wie auf die hier schon im Kleinen realisierte Vision einer Stadt, die sich auch als Ort von ressourcenschonenden und das Soziale und Kreative fördernden Formen der urbanen Subsistenz begreift.

Agropolis: Planung für einen Stadtteil des Erntens

Urbane Subsistenz lebt nicht nur von einfallsreichen Menschen, sondern braucht auch infrastrukturelle Voraussetzungen. Solche könnten womöglich schon bald in München entstehen. Für die »Wiederentdeckung des Erntens im urbanen Alltag« wirbt eine Gruppe von jungen Stadtplanern und ArchitektInnen, die 2009 im städtischen Wettbewerb »Urban Scale« den ersten Preis mit einer »metropolitanen Nahrungsstrategie« für München gewann. Von der landwirtschaftlichen Produktion bis zur Zubereitung präsentiert ihr »Agropolis«-Konzept eine zukunftsfähige Nahrungsökonomie, die den Eigenanbau, die Inwertsetzung der regionalen Ressourcen und den nachhaltigen Umgang mit dem Boden ins Zentrum der Stadtplanung stellt: Ernten soll wieder (sichtbarer) Teil der alltäglichen Lebensabläufe in der Stadt werden, und dies in einem Stadtviertel, das in den nächsten 30 Jahren in Freiham im Münchener Westen für 20.000 BewohnerInnen gebaut wird. Damit erhält urbane Subsistenz ein Rahmenkonzept auf städtebaulicher Ebene. Selber ernten und Infrastrukturen des lokalen Tausches und der Begegnung sollen die urbane Landwirtschaft räumlich erkennbar und erfahrbar machen. Eine Trambahn, die Viktualientram, soll jeden Tag beladen mit lokalen Nahrungsmitteln zum Viktualienmarkt fahren und Gemüse aus Freiham anliefern. An der Zwischenstation Sendlinger Tor wird, so die Planung, frisch geerntetes Obst und Gemüse direkt aus der Trambahn heraus verkauft.

Die Kernidee von Agropolis ist, die Lebensqualität von München zu betonen und noch zu erhöhen. Im Stadtteil der Zukunft haben die jungen PlanerInnen den öffentlichen Freiraum als Grünvernetzung und die Baumbestände als Obstbaumhaine gedacht, in die auch Gemeinschaftseinrichtungen integriert werden sollen. Obstbäume, Hecken mit Quitten, Schlehen,

Hagebutten und Kornelkirschen, Holunder und Johannisbeeren sowie eine Haselnussbaum-Allee als Hauptachse quer durch Freiham sollen den Stadtteil bereits prägen, bevor die ersten BewohnerInnen einziehen.

Das Image des letzten Stadterweiterungsgebiets ist schon jetzt Programm: »Freiham – der Stadtteil des Erntens im Münchener Westen«. Angesprochen fühlen sollen sich primär junge Familien; die Zielgruppe, die die Stadt nicht ans Umland verlieren, sondern in den Stadtgrenzen halten will. Im Agropolis-Stadtteil könnten die Eltern ihren Kindern bieten, was sonst nur in (intakten) Dorfstrukturen erfahrbar ist: das Erleben von Wachsen und Ernten, das Erfahren der Naturkreisläufe, das Graben in der Erde.

Nicht Stadt loswerden, sondern Stadt intensivieren und bereichern

Leben in der Stadt auf dem Land, könnte man sagen, und es zeigt sich deutlich, wie auch das Agropolis-Planungskonzept alte Grenzen zwischen Stadt und Land, zwischen Natur und Gesellschaft aufweicht. Urbanität schließt die Erfahrung von Pflanzen und Ernten nicht aus, im Gegenteil. Florian Otto, 33-jähriger Landschaftsarchitekt aus München, erläutert, was die Agropolis-Gruppe unter ihrem programmatischen Ziel, durch urbane Landwirtschaft die urbane Dichte noch zu erhöhen, versteht: »Es geht nicht darum, Stadt loszuwerden, sondern Stadt zu intensivieren und zu bereichern«. Dies soll geschehen durch die kreative Aneignung von bislang untergenutzten Arealen wie Freiflächen, Flachdächern, Fassaden, Lücken und Nischen. Grünflächen sollen neu gedacht und sinnvoller sowie intensiver als bisher genutzt werden. Urbane Verdichtung bedeutet hier eine Erhöhung der Lebensqualität durch Selbermachen und Eigeninitiative. Agropolis als Planungskonzept hat sich zwei zentrale Fragen gestellt: Wie kann eine Stadt wie München a) weiter wachsen und b) trotzdem kompakt bleiben und mehr Lebensqualität generieren, und zwar aus sich selbst heraus? Florian Otto formuliert das so: »Eigene Qualität, das heißt nicht noch mehr iPods, noch mehr WLAN-Netze, sondern eine Lebensqualität, die spezifisch nur in München gelebt werden kann.«

Der Stadtteil des Erntens bietet postmaterielle Lebensqualität

Agropolis ist kein öko-effizientes Planungskonzept zur Ressourcenoptimierung. Eine Autarkie Münchens in der Nahrungsmittelversorgung streben die PlanerInnen nicht an. Frank Lohrberg, Professor für Landschaftsarchitektur in Aachen, betont in seinem Beitrag »Agrarfluren und Stadtentwicklung« in diesem Band, dass sich keine Stadt mit Nahrungsmitteln, Energie und pflanzlichen Rohstoffen selbst versorgen kann, Städte entstanden dort,

wo ein fruchtbarer ländlicher Raum Überschüsse in die Stadt liefern konnte. Genau diesen gilt es genauer in den Blick zu nehmen, und das tun die Agropolis-Planer. Sie begründen die landwirtschaftliche Ausrichtung mit dem Lokalkolorit der bayerischen Metropole und wollen die Stadt »aus dem Geschmack heraus begreifen«. Die Vernetzung, Interaktivität und Neufindung der einzelnen Bausteine der Agropolis sind in einem Nahrungsstadtplan abgebildet. Florian Otto: »München hat eine spezifische Selbstauffassung, ein spezifisches Lebensverständnis, das mit Genießen zu tun hat. In den Cafés am Odeonsplatz sitzt man schon im Februar in der Sonne, dieses Lebensgefühl von der nördlichsten Stadt Italiens, und da gehören auch die Wochenmärkte mit dazu. In München gibt es einen starken Bezug aufs Umland, die schönen Berge und Seen, aber auch aufs Umland, aus dem qualitativ hochwertige Nahrungsmittel kommen. Diesen Zugang wollen wir in der Stadt selbst noch verstärken.«

Interkommunale Allianzen zur Nahrungsmittelsicherung und die Einbindung von Regionalvermarktungsinitiativen im Münchener Umland sollen für die Versorgung der Stadt in der Zukunft eine größere Rolle spielen, auch um zum Erhalt von traditionellen kleinstrukturierten Kulturlandschaften beizutragen. Kleinteiligkeit, schnelle Reaktionsfähigkeit, Infiltration und Umwandlung sehen die Planer als eigentliche Stärke des Konzepts urbaner Landwirtschaft.

Die Verbindung zwischen urbaner Subsistenz und regionaler Wertschöpfung bietet vielversprechende Perspektiven für eine neue Austarierung des Verhältnisses von Stadt und Umland. Ernten in der Stadt sensibilisiert für die rurale Landwirtschaft, für Produktionsabläufe, für Erntezyklen, für die Saisonalität der Produkte. So könnte ein solcher Stadtteil auch Impulsgeber sein für die Generierung von Diskursen über Regionalisierung, den Wert der Nahrungsmittelproduktion, den ökologischen Landbau und generell die Stadt-Land-Beziehungen.

Diskurs und Praxis: Beides ist vorgesehen, denn das Ernten wird auch als eine gemeinschaftsbildende Aufgabe verstanden. Hier kommen die »Grünen Räume« als wichtiger Baustein des Agropolis-Konzepts für den geplanten Stadtteil ins Spiel. Grüne Räume sind Gemeinschaftseinrichtungen mit Lagerräumen, einer Kompostanlage, Freiraum für Kleinvieh sowie Anbauflächen für Obst und Gemüse. Sie ergänzen und unterstützen den Anbau auf Balkonen, Dächern, gemeinschaftlichen Flächen und in Privatgärten, sie übernehmen aber auch Rand- und Nebenfunktionen zum Ernten, wie das zum Beispiel bei der Tierhaltung der Fall ist. Otto: »Wenn man das ernst nimmt, dass man dauerhaft ohne chemischen Dünger auf einer Fläche anbaut

und nicht die Möglichkeit einer Dreifelderwirtschaft hat wie in der Landwirtschaft, dann braucht man Tierhaltung, und das könnte in so einem grünen Raum realisiert werden.«

Grüne Räume stellen auch die Infrastrukturen wieder zur Verfügung, die in den letzten 50 Jahren nach und nach aus dem Städtebau verschwanden; etwa kalte Keller, in denen man Lebensmittel lagern kann. Die Lagerung und Weiterverarbeitung in Gemeinschaftsräumen könnte eine ähnliche Funktion haben wie früher der Dorfbrunnen. Grüne Räume sind auch explizit konzipiert als soziale Anlaufpunkte, beispielsweise zum Verschenken von überschüssiger Ernte, aber auch als Informationsbörse zum Austausch von Wissen. Angedacht ist eine Einrichtung, vergleichbar mit den Packstationen der Deutschen Post, die auch technische Möglichkeiten wie Internetbörsen für Gemüse bieten. Florian Otto stellt sich das so vor: »Es gibt zum Beispiel frisch eingelegte Gurken, und die tausche ich gegen meine Überproduktion an Tomaten. Das könnte man über das Internet ankündigen und in den Grünen Räumen anbieten, ohne dass man Geschäfte braucht, einfach über ein Regalsystem.«

Noch vor zehn Jahren wären Architekten und Stadtplaner mit Vorschlägen wie diesen ausgelacht worden. Mehr noch: Niemand wäre auf die Idee gekommen, sich eine solche Agropolis auszudenken; eine Stadt, die sich (auch) über die Grundlagen ihrer Existenz definiert und sie nicht auslagert an den Rand, eine Stadt, die die ökologischen Kosten der Transfers nicht externalisiert, sondern sie weitestgehend minimieren will.

Joseph Hanimann konstatierte in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung, eine neue Acker- und Viehwirtschaft mitten im Stadtgebiet sei womöglich gesamtwirtschaftlich zu vernachlässigen, jedoch winke jenen Metropolen in der Welt die Zukunft, »... die Produktionspotenzial und Menschenvielfalt, funktionale Großräumigkeit und existentielle Kleinteiligkeit, Globalanbindung, territorialen Nahbezug, nachhaltige Entwicklungsdynamik, Landschaftsblick, Identitätsbildung und transzendentalen Sinnhorizont ohne expandierenden Flächenfraß am überzeugendsten miteinander zu verbinden verstehen...« (Hanimann 2009).

Dass die Stadtplanung heute nicht länger nach Alternativen zur innerstädtischen oder stadtnahen landwirtschaftlichen Nutzung sucht, sondern nach deren Potenzialen für eine Konsolidierung von Stadt, das ist der eigentliche Paradigmenwechsel (siehe Lohrberg in diesem Band). Das Agropolis-Konzept nimmt ihn mit nahezu spielerischer Leichtigkeit auf, kommuniziert ihn via virtuell geformter Semantiken und vermischt diese mit bäuerlichem Denken. Eine weitere eigenartig anmutende Melange, die echte Ausblicke für das 21. Jahrhundert eröffnet.

Subsistenz 2.o: Mundraub.org

Ähnlich wie die Grenzen zwischen Stadt und Land werden auch die zwischen digitalen und »analogen« Welten zusehends durchlässiger. Das urbane Gärtnern als Kulturtechnik geerdeter Materialität schließt seine virtuelle Repräsentation nicht aus, sondern würde womöglich in seinen neuen Formen ohne sie gar nicht stattfinden. Die internetgestützte Kommunikation in diverse Communities macht die Gärten in einer medial durchdrungenen Gesellschaft sowohl für die sogenannten Massenmedien interessant, als auch für die Generation der Digital Natives attraktiv. Gärtnern, Obstbaumalleen beernten, urbane Landwirtschaftsszenarien entwickeln – das alles mag »old school« sein; zu »new school« wird es über die Kommunikations- und Ästhetisierungsstrategien.

Bei kaum einem Projekt wird das deutlicher als bei mundraub.org, einer Internetplattform, die weniger aufs Gärtnern als aufs Ernten abzielt. Die fünf GründerInnen, ebenfalls allesamt »Thirtysomethings«, setzen eine nahräumliche Vision um, die in den letzten Jahrzehnten allerhöchstens Dorfrandbewohner der Generation 60 plus interessiert hätte. Das Projekt verfügt – wie die meisten erfolgreichen Unternehmungen – über eine Ursprungsgeschichte, die sofort in den Bann zieht und im Gedächtnis verfängt. Katharina Frosch und Kai Gildhorn waren mit Freunden auf einer Paddeltour im Sommer 2009 an der Unstruth in Sachsen-Anhalt, hatten sich im Supermarkt mit reichlich Obst-Proviant aus Südafrika und Neuseeland eingedeckt – bis ihnen plötzlich die heimischen Mirabellen und Zwetschgen buchstäblich ins Boot wuchsen. Die Paddler empfanden die Situation als bizarr, und es entstand die Idee, das »herrenlose« Obst digital zu kartieren, dadurch sichtbar und wieder zugänglich zu machen. Unter dem Motto »Freies Obst für freie Bürger« wird seit Ende 2009 auf der Internetseite www.mundraub.org mit kleinen Piktogrammen auf Fundstellen von Kirschbäumen, Heidelbeersträuchern, Walnussbäumen, Schlehen, Sanddorn und vielem mehr hingewiesen. Mitten in der Stadt, aber auch auf dem Land.

Der Erfolg war unerwartet, aber heftig. Nachdem die eigens programmierte Internetplattform in den ersten Monaten zwischen 100 bis 200 Zugriffe am Tag verzeichnete, explodierten die Zahlen mit den wachsenden Medienberichten. Seit Juli 2010 werden zwischen 2.000 und 5.000 Zugriffe täglich verzeichnet; im Anschluss an einen Fernsehbericht schnellen die Zahlen auf bis zu 18.000 hoch.

mundraub.org ist eine usergenerierte Plattform, die Community selbst trägt die Fundstellen von freien Obstbäumen ein. Das heißt, auf mundraub.org findet eine Kartierung von Obstbaumbeständen, unter anderem

auch von alten Sorten statt. Die User, unter ihnen lokale Experten, Obstbaumbesitzer und auch Vertreter der öffentlichen Hand, schaffen eine gemeinsam erstellte Wissensbasis über Standorte, Sorten, Erntezeiten, Mengen sowie Pflege- und Nachpflanzungsbedarf. Bezugspunkt der Aktiven ist der Erhalt der gewachsenen Kulturlandschaften und der regionalen Biodiversität.

Beide sind bedroht. Kai Gildhorn sieht in der von ihm mitgegründeten mundraub-Initiative nicht zuletzt aufgrund seines biographischen Hintergrunds ein wirksames Gegenmittel: »Ich komme aus Vorpommern, und da gibt es ganz viele Apfelbaumalleen, und mein Vater und ich haben da früher immer Säcke voll geerntet und die dann zur Mosterei gebracht. Es gab damals in der DDR auch gar keinen Apfelsaft, das musste man so machen. Man ging entweder zur Lohnmosterei oder es gab einen Bauern, der eine selbstgebaute Presse hatte. Und von der LPG haben wir uns Maiskolben geholt. Das war ganz normal, dass man sich von draußen was zum Essen geholt hat. Und weil ich das so kenne, will ich das auch erhalten. Es gibt ja Anzeichen, dass es die Alleen nicht mehr lange geben wird, weil die einfach zu viel Arbeit machen. Und weil sie keiner mehr nutzt, weil die nicht mehr in Wert gesetzt werden. Da gibt es aber ganz viel Potenzial für Wertschöpfung im ländlichen Raum. Und das ist ein Reichtum, den auch die Leute auf dem Lande wiederentdecken müssen. Ich freue mich immer, wenn ich auf die Mundraub-Karte gucke, die wird immer bunter und dichter, und man sieht richtig diese Vielfalt überall. Und ich möchte, dass das erhalten bleibt und genutzt wird.«

Die mundraub.org-Plattform will auch Think Tank für regionale Nachhaltigkeitsstrategien sein. Angedacht ist zum Beispiel, Naturschutzorganisationen, Streuobstwiesenbesitzer, Mostereien, Hofläden, kleine Pensionen und Biohotels in eine Strategie der Neuentdeckung des Nahraums einzubinden und gemeinsam Zugänge zu erarbeiten, die auf den Wert der Region und die ungenutzten biologischen und auch kulturellen und wirtschaftlichen Ressourcen weisen. Die Initiative sieht dabei die »grüne Obst-Allmende« als eine Art sozialen Kitt: Menschen verschiedener Generationen und Herkünfte kommen ins Gespräch und beziehen sich wieder positiv auf Orte, die vorher als abgeschrieben und »schrumpfend« galten.

Neben dem Erhalt der Artenvielfalt und dem regionalen Fokus sind es nämlich vor allem die Menschen und ihr Wissen, die den Gründern am Herzen liegen. Sie wissen, dass biologische und kulturelle Vielfalt einander bedingen und starteten deshalb zunächst eine Pilot-Kooperation mit dem Landkreis Potsdam-Mittelmark. Die Gemeinde als Eigentümer der Allmende und die Mosterei als Verarbeiter kooperieren mit mundraub.org, die Ernte-, Ein-

mach- und Mostaktionen organisieren. Falls das Pilotprojekt erfolgreich ist, könnte daraus ein Modell entstehen, das gerade auch an den Orten umgesetzt werden kann, an denen die (oft unfreiwillige) Landflucht im vollen Gange ist.

Die Wiederentdeckung der Allmende

Die Bewirtschaftung der Allmende ist ein Thema, das seit einigen Jahren auch im Zusammenhang mit der Open Source-Software und dem digital gestützten Teilen von Wissen neu diskutiert wird. Die Rede ist von einer »Wiederentdeckung der Gemeingüter« (Helfrich 2009). Starken Aufwind erhielt die Debatte durch die überraschende Vergabe des Wirtschaftsnobelpreises an Elinor Ostrom. Die amerikanische Politikwissenschaftlerin forscht zu kooperativem Handeln im Zusammenhang mit der Bewirtschaftung von Commons, also Allmenden oder Gemeingütern, die nicht Marktprinzipien, sondern gemeinschaftsorientierten Versorgungslogiken unterliegen. Zur Allmende gehören die Wasserversorgung ebenso wie Weideland oder gemeinschaftlich bewirtschafteter Wald. Das Bemerkenswerte an der Nobelpreisvergabe ist, dass der Mainstream der Wirtschaftswissenschaftler bis heute der These von Garrit Hardin folgt, der genau das Gegenteil von dem behauptete, was Ostrom erforschte: In seinem erstmals 1968 veröffentlichten Aufsatz »The Tragedy of the Commons« schrieb Hardin, dass die Allmende grundsätzlich übernutzt und damit heruntergewirtschaftet würde, weil der Homo oeconomicus nichts als den eigenen Vorteil suche. Im Lichte der peu à peu erfolgten Dekonstruktion der ökonomischen Glaubenssätze und vor allem der differenzierten empirischen Forschungsergebnisse Ostroms weiß man heute, dass es sich bei Hardins These um schlichte Ideologie handelt, die darauf abzielte, Privatisierungsvorhaben ideologisch zu untermauern; damals im Bereich der Landnutzung, heute in fast allen gesellschaftlichen Bereichen. Ostrom dagegen zeigt, dass Flächen unter bestimmten Voraussetzungen den besten Ertrag bringen, wenn sie als gemeinschaftliches Eigentum geführt und von den Bewohnern in eigener Regie gemeinwirtschaftlich genutzt werden (Interview in ZEIT online vom 14.10.2009).

Die Bewirtschaftung der Allmende braucht soziale Zusammenhänge, und deshalb hätte Elinor Ostrom ihre Freude an den »polyzentrischen Systemen« der urbanen Garten- und Ernteaktivitäten, an ihren lokalen Verästelungen und Vernetzungen. In ihnen sieht die Forscherin die beste Chance, dass begrenzte lokale Ressourcen sozial und ökologisch nachhaltig bewirtschaftet werden. Im Falle der Gemeingüter heißt das immer, dass sie nicht übernutzt werden dürfen, was einer abgeernteten Streuobstwiese im Umland von Ber-

lin allerdings durchaus passieren könnte. Das ist den mundraub.org-BetreiberInnen bewusst und sie fordern die User ihrer Website auf, die »Allgemeinen Geschäftsbedingungen« von [mundraub](http://mundraub.org) zu respektieren, die unter anderem so lauten: »Mundräuber haben Freude daran, dem fruchtigen Ort etwas zurückzuschicken – sei es einfach durch ein gutes Gespräch rund um kostbares Obst, einen Besuch im nahegelegenen Hofladen oder Café oder sogar durch ein Engagement bei der Pflege von Obstbäumen«.

Es geht also um Geben und Nehmen; darum, Prozesse der Gegenseitigkeit und die »Ökonomie der symbolischen Güter« (Bourdieu) in Gang zu halten, die in ausdifferenzierten Gesellschaften ebenso gesellschaftsbildend sind wie in vormodernen (vgl. Adloff/Mau 2005). [Mundraub](http://mundraub.org)-Mitgründer Mirco Meyer glaubt, dass sie mit dem Allmende-Thema deshalb auf eine so unerwartet große Resonanz stoßen, »weil die Menschen intuitiv wissen, dass man durch Teilen mehr bekommt«. Der junge Biologe sieht genau in dieser Beobachtung eine Chance für die lokale Wirtschaft: »Wenn Leute aus der Stadt einen Wochenendurlaub auf dem Land machen, sich an dem Obst erfreuen und da dann auch essen, trinken, übernachten und sich auch austauschen mit den Leuten vor Ort, dann ist das auch Wertschöpfung. Die Menschen mit ihrer Kultur vor Ort haben ja auch einen Wert. Und über das Obst kann man sich da Zugang zu verschaffen, überall. Jede Region in Deutschland hat ihre eigenen Obstsorten, Äpfel, Mirabellen, Birnen, Himbeeren. Es gibt eine riesengroße Anzahl an Arten, alleine 700 bis 1.000 Apfelsorten, die aber keiner kennt. Wenn man immer nur die gleichen Äpfel aus dem Supermarkt isst, dann wird man nie erfahren, dass es Äpfel mit rotem Fruchtfleisch gibt, oder kleine, ganz herrlich schmeckende Sorten. Das bereichert den Menschen in Erfahrung und auch in Lebensfreude«.

Auch [mundraub](http://mundraub.org)-Ideengeberin Katharina Frosch bestätigt, dass die Vielfalt von Obst Glücksgefühle bereitet, aber nicht nur in geschmacklicher Hinsicht, sondern auch, weil uns heimisches Obst wieder in Kontakt bringen kann mit den Orten, an denen wir leben: »Wir sind Nomaden. Auch hier in dieser Stadt Berlin. Alle ein bisschen entwurzelt. Und allein das Gefühl, ich kenne hier auf dem Land schon zehn Stellen, und ich bin nicht in Brandenburg aufgewachsen, ich bin erst vor vier Monaten hergezogen, und ich kenne schon wunderbare Orte, zu denen bin ich hingefahren, weil da ein Obstbaum stand. Das ist ein Anlass gewesen. Ich habe da mit Menschen gesprochen, die haben was mit mir geteilt. So ein einziger Mirabellenbusch hat mir einen wunderbaren Tag am Havelradweg beschert und zehn Kilo Mirabellenmarmelade. Da werde ich den ganzen Winter noch an diesen Tag denken. Das ist ein Anlass, der die Aufmerksamkeit auf einen bestimmten Punkt lenkt, der

normalerweise ein weißer Fleck auf der Landkarte ist. Nämlich die »grüne Wüste in Brandenburg«. Ich wäre da nie hingefahren. Mit dem Zug ne Dreiviertelstunde von Berlin und mit dem Fahrrad weiter, total unkompliziert. Also, Mundraub lenkt mich mit meinem Tun und mit meiner Aufmerksamkeit auf Dinge, die für mich verloren waren.«

Ground Control to Major Tom: Neue Gärten suchen neue Stadtpolitik

Die Wiederentdeckung des Verlorengegangenen, des Kontakts mit der Erde und ihren Früchten, des Zeitwohlstands, der eigenen Gestaltung von Nahräumen und Sozialräumen – all diese individuellen Strategien aus der Zivilgesellschaft geben wichtige Impulse für eine zukunftsfähige Stadtentwicklung, die heute weitaus mehr Wirkung entfalten könnte, wenn sie stärker korrespondieren würde mit den Nachhaltigkeitsstrategien der Kommunen, die häufig noch zwischen verschiedenen Interessengruppen und Ämterzuständigkeiten zerrieben werden. Noch ist nicht entschieden, welche Wege die Städte in Zukunft beschreiten werden. Wird man weiterhin kommunales Eigentum vermarkten in der Hoffnung, dass etwa die Investoren einer neuen Shopping Mall die finanziellen Probleme der Kommunen lösen? Oder entscheidet man sich für eine »grüne Stadt für alle«?

Die Logik der Globalisierung und des Neoliberalismus löste eine Privatisierungseuphorie aus, die die Städte in einen Wettbewerb untereinander getrieben und ihnen zugleich die Mittel für gemeinwohlorientierte Haushalte entzogen hat. Sie führte vielerorts zu Schuldenbergen, unterfinanzierten Großprojekten und anderen Scherbenhaufen. Das größte Desaster ist aber der Wandel des Selbstverständnisses vieler Kommunen von einer öffentlichen Einrichtung zum »Unternehmen Stadt« (vgl. Matissek 2008).

Die Marktlogik ist zur dominanten Logik der Gesellschaft und damit auch der Städte geworden. Aber die Stadt ist keine Ware, sondern ein Lebensraum. Seine Wiedereroberung haben sich unterschiedliche zivilgesellschaftliche Akteure – unter ihnen eben auch viele urbane Gartenprojekte – zur Aufgabe gemacht. An Orten wie Hamburg, Berlin oder Leipzig stehen sie jedoch auch vor der Frage, ob ihr Engagement im Viertel zu einem sozialräumlichen Wandel beiträgt, insofern die Aufwertung der Lebensqualität zur Grundlage für eine »Inwertsetzung« mit den bekannten Folgen der Vertreibung alteingesessener Bevölkerungsteile und steigender Mieten wird (vgl. Dörfler 2010, Twickel 2010 sowie Baier in diesem Band). Auch ein Projekt wie der Prinzesinnengarten, der sich auf einer städtischen Spekulationsfläche in Zwischennutzung befindet, ist mit Gentrifizierung konfrontiert. Das Projekt beabsichtigt keine Aufwertung des Viertels, um dessen Kapitalwert zu erhöhen, son-

dern will positiv in die Nachbarschaft hineinwirken. Je erfolgreicher es mit dieser Strategie jedoch ist, desto mehr entzieht es sich selbst die Grundlage. Das Perfide an Gentrifizierungsprozessen ist, dass sie sich hinter dem Rücken und gegenläufig zu den Intentionen der zivilgesellschaftlichen Akteure abspielen. Dies tritt allerdings nur dann ein, wenn die Stadt die Kapitalisierungsprozesse nicht steuert. Oder sie gar fördert. Christoph Twickel, der die Transformationsprozesse im Hamburger Gänge-Viertel über einen langen Zeitraum beobachtete, kommt zu dem Schluss: »Gentrifizierung braucht Unterstützung durch die Politik. Dass die städtebauliche Erneuerung in Sanierungsgebieten sich als effektives Instrument zum sozial befriedeten Austausch der Bevölkerung erwiesen hat; ... dass die Städte ihre kommunalen Wohnungsbaugesellschaften ... als Profit Center in die Pflicht nehmen; ... dass städtische Wohnungsbestände en gros privatisiert werden, dass die Finanzbehörden der Städte selbst zu Preistreibern auf dem Immobilienmarkt geworden sind – all das sind politische Entscheidungen, die den Abstand zwischen den Milieus in den Großstädten vergrößern.« (Twickel 2010, S. 102f.).

Man könnte auch andere Entscheidungen treffen. Eine der ureigensten Aufgaben der Kommunen, die Freihaltung öffentlicher Räume von Partikularinteressen und die Ermöglichung von Teilhabe aller BewohnerInnen, gehört heute neu auf die politische Tagesordnung. Und subsistenzorientierte Nachhaltigkeitsstrategien benötigen mehr als Anerkennung, nämlich infrastrukturelle und rechtliche Voraussetzungen wie die Bereitstellung von Grund und Boden, damit sich ihre Potenziale für eine zukunftsfähige Entwicklung entfalten können.

Zugleich muss man sich darüber im Klaren sein, dass – auch wenn der absehbare Anstieg der Lebensmittelpreise das Gemüsegärtnern in Zukunft vermutlich weitaus lohnender machen wird – urbane Gärten im 19. Jahrhundert als Armen- und Arbeitergärten in Zeiten von Bodenspekulation und Ausbeutung entstanden und primär der Überlebenssicherung dienten (vgl. Senatsverwaltung für Stadtentwicklung 2010, Stein 2010 sowie Meyer-Renschhausen in diesem Band). Das Land wurde den Bedürftigen mit patronisierendem Gestus von Staat und Kirche zugeteilt, denn man war auf die Reproduktion ihrer Arbeitskraft angewiesen. Heute wird die (einfache) Arbeitskraft nicht mehr benötigt und so mancher würde die städtischen Armen gerne wieder beim Hacken sehen statt auf den innerstädtischen Plätzen mit der Bierflasche in der Hand. Urbane Subsistenz sollte aber nicht im Sinne einer neosozialen Logik (vgl. Lessenich 2008) für den Umbau des Sozialstaates instrumentalisiert werden. Die neuen Gärten stehen vielmehr für Teilhabe und Partizipation in einer grünen und produktiven Stadt, für die

Wiederaneignung von Kulturtechniken der Kooperation, für die Wertschätzung von Landwirtschaft und Ernährung, von den Grundlagen des Seins. Und genau aus diesem Grund brauchen wir zuallererst ein grundlegend revidiertes Verständnis von Ökonomie, das den sozialen und ökologischen Erfordernissen dienen sollte, statt diese zu kolonisieren und zu instrumentalisieren. Um das umzusetzen, müssten sich ganz neue Interessenskonstellationen zwischen öffentlichen und zivilgesellschaftlichen Akteuren entfalten. Die politischen Strukturen entsprechen nicht mehr den Erfordernissen einer Gesellschaft im Transitstadium, und es werden – im besten Falle – Demokratisierungsschübe von heute noch unerwarteten Dimensionen erfolgen, die weit mehr als die funktionale Teilung der modernen Großstadt in Arbeits- und Privatleben (Sennett 1990) in Frage stellen.

Literatur

- Adloff, Frank/Mau, Steffen (Hg.)** (2005). Vom Geben und Nehmen. Zur Soziologie der Reziprozität. Frankfurt/New York: Campus.
- Bakker, Nico/Dubbeling, Marielle/Gündel, Sabine u. a. (Hg.)** (2000). Growing Cities, Growing Food. Urban Agriculture on the Policy Agenda. Feldafing: DSE.
- Bommert, Wilfried** (2010). Das Fundament bröckelt. In: Die ZEIT 34/2010, S. 22.
- Elton, Sarah** (2010). Locavore. From Farmers' fields to rooftop gardens. How Canadians are changing the way we eat. Toronto: HarperCollins Publishers.
- Dörfler, Thomas** (2010). Gentrification in Prenzlauer Berg? Milieuwandel eines Berliner Sozialraums seit 1989. Bielefeld: transcript.
- Gstach, Doris/Hubenthal, Heidrun & Maria Spitthöver** (2009). Gärten als Alltagskultur im internationalen Vergleich. Arbeitsberichte des Fachbereichs Architektur Stadtplanung Landschaftsplanung, Heft 169, Universität Kassel.
- Han, Byung-Chul** (2009). Duft der Zeit. Ein philosophischer Essay zur Kunst des Verweilens. Bielefeld: transcript.
- Hanimann, Joseph** (2009). Urbanismus: Die Simulation unserer Zukunft. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 20.9.2009.
- Hardin, Garrett** (1968). The Tragedy of the Commons. In: Science 162, S. 1243–1248.

- Hardt, Michael/Negri, Antonio** (2002). *Empire. Die neue Weltordnung*. Frankfurt/New York: Campus.
- Harrison, Robert** (2010). *Gärten. Ein Versuch über das Wesen der Menschen*. München: Hanser.
- Hartmann, Kathrin** (2009). *Ende der Märchenstunde. Wie die Industrie die Lohas und Lifestyle-Ökos vereinnahmt*. München: Blessing.
- Heath, Joseph/Potter, Andrew** (2005). *Konsumrebell. Der Mythos der Gegenkultur*. Frankfurt/M.: Zweitausendeins.
- Helfrich, Silke/Heinrich-Böll-Stiftung (Hg.)** (2009). *Wem gehört die Welt? Zur Wiederentdeckung der Gemeingüter*. München: oekom.
- Hirn, Wolfgang** (2009). *Der Kampf ums Brot. Warum die Lebensmittel immer knapper und teurer werden*. Frankfurt/M.: Fischer.
- Horx, Matthias** (2009). *Das Buch des Wandels. Wie Menschen Zukunft gestalten*. München: DVA.
- Illouz, Eva** (2006). *Gefühle in Zeiten des Kapitalismus*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Jahnke, Julia** (2010). *Guerilla Gardening anhand von Beispielen in New York, London und Berlin*. Berlin: Der andere Verlag.
- Krämer, Tanja** (2010). *Der Traum von den Stadttomaten. Neue Konzepte könnten die Landwirtschaft in die Städte holen*. In: *Spektrum der Wissenschaft online*, 30.4.2010. www.wissenschaft-online.de/artikel/1030383&_z=798888.
- Leggewie, Claus/Welzer, Harald** (2009). *Das Ende der Welt, wie wir sie kannten. Klima, Zukunft und die Chancen der Demokratie*. Frankfurt/M.: Fischer.
- Leppert, Stefan** (2009). *Paradies mit Laube. Das Buch über Deutschlands Schrebergärten*. München: DVA.
- Lessenich, Stephan** (2008). *Die Neuerfindung des Sozialen. Der Sozialstaat im flexiblen Kapitalismus*. Bielefeld: transcript.
- Löw, Martina** (2008). *Soziologie der Städte*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Madlener, Nadja** (2009). *Grüne Lernorte. Gemeinschaftsgärten in Berlin*. Würzburg: Ergon.
- Mattissek, Annika** (2008). *Die neoliberale Stadt. Diskursive Repräsentationen im Stadtmarketing deutscher Großstädte*. Bielefeld: transcript.
- Meyer-Renschhausen, Elisabeth** (2004). *Unter dem Müll der Acker. Community Gardens in New York City*. Königstein/T.: Ulrike Helmer Verlag.
- Mörtenböck, Peter/Mooshammer, Helge** (2010). *Netzwerk Kultur. Die Kunst der Verbindung in einer globalisierten Welt*. Bielefeld: transcript.

- Müller, Christa** (1998). Von der lokalen Ökonomie zum globalisierten Dorf. Bäuerliche Überlebensstrategien zwischen Weltmarktintegration und Regionalisierung. Frankfurt/New York: Campus.
- Müller, Christa** (2002). Wurzeln schlagen in der Fremde. Die Internationalen Gärten und ihre Bedeutung für Integrationsprozesse. München: oekom.
- Ostrom, Elinor** (1990). *Governing the Commons. The Evolution of Institutions for Collective Action*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Palfrey, John/Gasser, Urs** (2008). *Generation Internet. Die Digital Natives: Wie sie leben – Was sie denken – Wie sie arbeiten*. München: Hanser.
- Rosol, Marit** (2006). *Gemeinschaftsgärten in Berlin. Eine qualitative Untersuchung zu Potenzialen und Risiken bürgerschaftlichen Engagements im Grünflächenbereich vor dem Hintergrund des Wandels von Staat und Planung*, Berlin: Mensch & Buch.
- Rubin, Jeff** (2010). *Warum die Welt immer kleiner wird. Öl und das Ende der Globalisierung*. München: Hanser.
- Sahlins, Marshall** (1974). *Stone Age Economics*. London: Routledge.
- Senatsverwaltung für Stadtentwicklung (Hg.)** (2010). *Das bunte Grün. Kleingärten in Berlin*. Berlin: Kulturbuch Verlag GmbH.
- Sennett, Richard** (1990). *Civitas. Die Großstadt und die Kultur des Unterschieds*, Berlin: BvT.
- Stein, Hartwig** (2010). Oasen in der Steinwüste. In: Reimers, Brita (Hg.). *Gärten und Politik. Vom Kultivieren der Erde*. München: oekom, S. 121–136.
- Taborsky, Ursula** (2008). *Naturzugang als Teil des Guten Lebens: Die Bedeutung interkultureller Gärten in der Gegenwart*. Frankfurt/M.: Peter Lang.
- Twickel, Christoph** (2010). *Gentrifidingsbums oder eine Stadt für alle*. Hamburg: Edition Nautilus.
- Weber, Andreas** (2008). *Alles fühlt. Mensch, Natur und die Revolution der Lebenswissenschaften*. Berlin: BvT.
- Werlhof, von Claudia/Mies, Maria & Veronika Bennholdt-Thomsen** (1983). *Frauen, die letzte Kolonie*. Reinbek: rororo.
- Wolfrum, Sophie/Nerdinger, Winfried (Hg.)** (2008). *Multiple City*. Berlin: jovis.